



Sie sind eben stolz

Kultur ist, was der Mensch erschafft, selbst wenn es nicht schön aussieht.
Eine Reise ins Ruhrgebiet, das Weltkulturerbe werden wollte VON ANNA MAYR



Kiosk in Gelsenkirchen



Heizungsrohre in Wanne-Eickel



Phönix-See in Dortmund: Gewann 2018 den deutschen Städtepreis, aber baden darf man hier nicht



Westfalenpark in Dortmund



Ehemaliges Hoesch-Stahlwerk in Dortmund



Wohnungsfenster in Duisburg-Marxloh

Aber die Menschen! Das muss man vorab sagen. Die Menschen sind toll im Ruhrgebiet. Sie sind alles in allem humorvoller als woanders, nicht besonders höflich, auch nicht herzlich, aber unmittelbar. Es ist so, im Ruhrgebiet, dass die Menschen zum Beispiel fragen: Wie funktioniert denn der Fahrkartenautomat? Und dann sagt man: So und so funktioniert der. Und dann sagen die Menschen: Vorgestern, da hatte ich auch so was, da war ich in Gastrop, da wohnt ein Freund von mir, und der Automat war kaputt, dann war da einer, der hat gesagt ... Sie plaudern nie, die Menschen im Ruhrgebiet. Sie erzählen immer direkt Geschichten. Und wenn die Geschichten vorbei sind, dann sagen sie: Siehste, was für ein Scheiß. Oder, wenn es eine gute Geschichte war: Na, immerhin.

Worin die Menschen leben, das ist auch so eine Geschichte. In der Mitte von Nordrhein-Westfalen ungefähr, eingekreuzt zwischen dem Rhein im Westen (nein, Köln und Düsseldorf gehören nicht zum Ruhrgebiet), der Ruhr im Süden, dem Münsterland im Norden und dem Sauerland im Osten. Früher, ganz früher, vor der Industrialisierung, war das alles hier Agrarland. Was auch Sinn ergibt, denn manche Böden im Ruhrgebiet sind Lössböden: reich an Mineralien, äußerst fruchtbar. Die Leute besaßen also den Boden, hielten Tiere und versuchten, so gut es ging zu überleben. Bis jemand merkte, dass da noch viel mehr ist, im Boden: Kohleflöze, für die man teilweise nur ein paar Meter tief graben musste, später einige Hundert Meter tief. Kohle machte es möglich, viel Energie zu erzeugen, überall, zu jeder Zeit. Ein Wohlstandsversprechen. Man brauchte also Leute, die die Kohle ausbuddelten, und man holte sie von überall her. Nach Gladbeck zum Beispiel. Die Stadt hatte im Jahr 1873 nicht mal 3000 Einwohner. In dem Jahr wurde der erste Schacht abgeteuft (Bergbausprache für gebuddelt), dann drei weitere. 1910 hatte Gladbeck fast 40.000 Einwohner.

Für die Arbeiter mussten schnell viele Häuser gebaut werden. Zehntausend, in denen sich Familien kleine Wohnungen teilen. Die Firmen, die die Stieglungen und die Infrastruktur erschufen, standen in Konkurrenz miteinander. Damit die Arbeiter nicht von einem Schacht zum anderen wechselten, versuchten die Firmen, ihre Siedlungen möglichst voneinander abzuschneiden. Keinen Nahverkehr einzurichten, mit dem man hätte pendeln können. Die Schienen der verschiedenen Straßenbahnnetze passen deshalb nicht ineinander. Menschen, gehalten wie Wellestriche.

Aber sie sind eben stolz. Viele Leute. Auf das Erbe, auf die Industrie, auf den Wohlstand, den sie für Deutschland erarbeitet haben. Deshalb wollte das Ruhrgebiet Weltkulturerbe werden. Als Region. Nicht nur ein einzelnes Bauwerk sollte den Titel bekommen, nicht nur eine einzige stillgelegte Zeche oder ein einziger renaturierter Fluss – sondern alles. Die Stiftung Industriedenkmalpflege schrieb im Namen des Ruhrgebiets einen Antrag, stellte extra einen Berater aus Großbritannien dafür an, der schon weniger berühmte Regionen zum Weltreichtum begleitet hatte. Noch nie war einer seiner Anträge nicht bewilligt worden.

Fährt man heute mit dem Zug durchs Ruhrgebiet, zum Beispiel von Dortmund nach Herne, dann sind die U-Bahn-Sitze mit dem gleichen Stoff bezogen wie schon vor 30, 40 Jahren, die Fahrt kostet sechs Euro und dauert 20 Minuten, mit dem Auto wäre es gleich lang, außer es wäre Stau, und es ist eigentlich meistens Stau – die meisten Leute im Ruhrgebiet fahren trotzdem Auto. In keiner deutschen Großstadt gibt es so viele Autos pro Einwohner wie in Dortmund, nämlich 410 Autos auf 1000 Menschen. Auf dem zweiten Platz ist die Nachbarstadt Essen, 403 auf 1000.

Der Regionalexpress fährt vorbei an Graffiti, Industriebrachen, Einfamilienhausneubauvierteln, Plattenbauten, dreckigen Bahnhöfen mit Hochhäusern daneben, an denen Firmenlogos prangen. In diesen Städten gibt es so viele arme Kinder wie sonst nirgends in Deutschland, weil es so viele arbeitslose Eltern gibt wie sonst nirgends in Deutschland. In diesen Städten gibt es Parks und Grünflächen, aber man muss mit dem Auto hinfahren, weil die Parks nicht gerecht verteilt sind, sondern oft dort, wo früher die Industrie war.

Der Phönix-See zum Beispiel. Ein See in Dortmund, der künstlich angelegt wurde. Vorher stand auf dem Gelände das Hoesch-Werk, ein Stahlwerk der Hoesch AG also. Es pustete Dreck in die Luft, Anfang der 2000er wurde es abgebaut und nach China verschifft. Nun pustet es dort Dreck in die Luft, und die Stadt Dortmund, genauer das Stadtviertel Hördle, hatte gewissermaßen ein Loch, für das es eine Nachnutzung brauchte. Ein See sollte es werden, denn in der Nähe von Wasserflächen steigen üblicherweise die Immobilienpreise, und Dortmund braucht wie alle Ruhrgebietskommunen Geld. Die Arbeiter aus dem Stahlwerk und die sonstigen Menschen, die um das Hoesch-Werk herum gewohnt hatten, bekamen nun also reiche Nachbarn – und einen See, über den in der Dortmunder Lokalzeitung ein Text mit dem Titel erschien: »10 Dinge, die Sie am Phönix-See nicht tun dürfen«.

Schwimmen gehört dazu. Einerseits, weil schwimmende Menschen mit ihren Sonnencremes und Seifen die Entwicklung eines Ökosystems stören würden. Andererseits, das kommt hinzu, haben sich wegen des fehlenden Ökosystems Zerkarien ausgebreitet. Das sind kleine Wurmlarven, die eigentlich auf Enten wohnen. Aber sie bohren sich auch bei badenden Menschen gern unter die Haut, was dann juckt. Bade-Dermatitis. Nicht giftig, aber auch nicht schön. Eine Zeit lang gab es deshalb einen Ordnungsdienst am Phönix-See, der Leute ansprach, die ihre Füße ins Wasser hielten: Achtung, das sollten Sie lieber lassen.

Am Phönix-See gibt es keine Wiese, auf der man mit Blick auf den See sitzen kann. Also, ja, einen kleinen Grünstreifen haben sie ausgesät. Eigentlich besteht das Ufer aber primär aus einem Plastersteinrundweg, den sich Inlineskater und Radfahrerinnen und Spaziergänger und Joggerinnen teilen müssen. An einer Uferseite ist eine Thomas-Birne aufgestellt, eine Stahlverarbeitungsmontermaschine, die man quasi besichtigen kann, als Erinnerung. Daneben: Restaurants, in denen sich kein Stahlwerksarbeiter eine Vorspeise hätte leisten können. Und Neubauvillen, in manchen davon wohnen Spieler des Fußballvereins BVB, 2018 bekam das Projekt Phönix-See den deutschen Städtepreis, die Jury würdigte »hohe architektonische Qualität, die durch die selbstverständliche Verzahnung und neue Nutzungsoptionen geschaffen wurde«.

Deshalb ist der Phönix-See dicht bebaut, BVB-Spieler-Villa grenzt an BVB-Spieler-Villa. Da bleibt kein Platz mehr für Allmende. Vor allem nicht, wenn dann ja noch mehr Leute kämen, die mit ihrem Lärm die Seeblickvillen ent-

Foto: Dorothea Andrich für DIE ZEIT, M. v. J. Dorothea Andrich für DIE ZEIT, M. v. J. Dorothea Andrich für DIE ZEIT, M. v. J. Dorothea Andrich für DIE ZEIT

werten würden. Der Phönix-See ist bereits überlaufen. Jugendliche kommen mit Shishas, das soll jetzt in Dortmund insgesamt verboten werden. Aber die Dortmund, das muss man verteidigen sagen, lieben den Phönix-See trotz allem. Das Stahlwerk war schlimmer, sagen sie.

Das Ruhrgebiet ist ein Ort der Ambivalenzen. Zum Beispiel, erstens: Kann man etwas von ganzem Herzen lieben und es gleichzeitig grässlich finden? Ja, doch, das geht.

Zweitens: Kann man eine Industrieregion in die Zukunft entwickeln und gleichzeitig ihr industrielles Erbe bewahren? Da gehen die Meinungen auseinander, siehe Phönix-See – denn ist das schon genug Zukunft? Seen und teure Immobilien?

Drittens: Kann man überhaupt stolz sein auf ein industrielles Erbe, das Ausbeutung bedeutete, Tod für viele Arbeiter, Krankheit, Staublungen und eine Klimakatastrophe? Klar, sagen manche, denn die Industrie hat uns immerhin den Wohlstand gebracht. Das stimmt auch, nur ist im Ruhrgebiet von diesem Wohlstand nicht viel übrig geblieben. Im *Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung 2021* heißt es: »Die Lohnentwicklung in Nordrhein-Westfalen blieb von 2015 bis 2019 hinter der in Westdeutschland und dem gesamten Bundesgebiet zurück.« Fast 20 Prozent der Menschen arbeiten im Niedriglohnsektor. In Gelsenkirchen liegt das verfügbare Jahreseinkommen pro Einwohner – also das Geld, das man noch hat, wenn alle Abgaben gezahlt sind und die Miete überwiesen ist – im Schnitt bei 16.000 Euro, in Augsburg, einer der ärmeren bayerischen Städte, bei 20.000 Euro.

Es wäre ihr wichtig, sagte Michelle Müntefering schon bei der Verabredung, dass man eine Sache im Text später erwähne – sie hätte sich natürlich lieber in ihrem Wahlkreis getroffen, denn Herne sei die schönste Stadt überhaupt. Aber die Frage, die ich ihr gestellt hatte, war: Wenn Sie jemandem von außerhalb nur einen Ort im Ruhrgebiet zeigen wollen würden, der weltkulturbewürdig ist, wo würden Sie ihn fahren? Und da sagte sie eben: in den Landschaftspark Duisburg-Nord.

En kalter Tag im August, Michelle Müntefering trägt Regenjacke und Jeans und geht in einem Tempo spazieren, als würde ihr gleich der Bus vor der Nase wegfahren. Sie wurde in Herne geboren, studierte Journalismus, heute ist sie Mitglied der Ruhrgebiets-Gruppe der SPD-Fraktion im Bundestag. Früher, erzählt sie, als sie gerade frisch in den Bundestag kam, habe sie Sigmar Gabriel regelmäßig mit den Anliegen ihrer Region genervt. So regelmäßig, dass er sie irgendwann nur noch »die Marianne aus dem Ruhrgebiet« nannte. Heute ist sie Staatsministerin für Kultur im Auswärtigen Amt.

Als Staatsministerin für Kultur im Auswärtigen Amt verleiht sie Urkunden und hält Reden zu Ehren der Orte, die als Weltkulturerbe ausgezeichnet werden. Zuletzt zu Ehren des niedergermanischen Limes – eine Sammlung römischer Bauwerke, die sich von Rheinland-Pfalz bis in die Niederlande finden lassen. Als Mitglied der Ruhrgebiets-Gruppe der SPD ist sie dringend davon überzeugt, dass eines Tages eine solche Urkunde aus Ruhrgebiet verliehen werden sollte. »Wahrscheinlich werde ich das nicht mehr machen, so ein Prozess dauert ja seine Zeit«, sagt sie, die Vorbereitungen für den Antrag laufen bereits seit 2011, etwa 2030 könnte es mit der Urkunde so weit sein. Denkt sie da noch, im Sommer.

Der Landschaftspark Duisburg-Nord besteht aus dem Gerippe einer alten Stahlfabrik. Man kann schmale Treppen nach oben steigen, hinunterblicken auf Röhren und Leitern und Böttche und etwas, von dem Müntefering sagt, dass es wahrscheinlich »die ehemalige Kläranlage des Hochofens« sei. Aber, Frau Müntefering, mal im Ernst. Finden Sie das hier schön?

Sie bleibt stehen, dreht sich, um mir ins Gesicht zu schauen. Fliegende Haarsträhnen. »Was ist denn schön«, fragt sie. »Ist das Humboldt Forum schön? Oder schöner? Ist das alles, was Kultur bedeutet?« Schaut auf das Gerippe: »So etwas hier ist ein Riesen-Anziehungspunkt. Und es hat über seine ehemalige Funktion hinaus einen Wert: Es zeigt uns, was Menschen erschaffen haben.« Kultur sei doch immer eine Brücke von der Vergangenheit in die Zukunft, sagt sie. Und hier, im Ruhrgebiet, ging es immer um Solidarität. Hier kämpften die Gewerkschaften um bessere Arbeitsbedingungen. »Am Ende hatten wir hier den sichersten Bergbau der Welt.« Für all diese Errungenschaften, sagt sie, stehe doch das Weltkulturerbe.

Aber so ein Stahlfabrikerippe. Steht das echt für die Gewerkschaften? Steht das für gute Arbeit? Oder nicht eher für Großindustrie?

»Natürlich gab es auch Großindustrielle. Aber hier haben Menschen Arbeit gehabt. Hier war ja nichts vorher. Es gab Armut.« Ihr Mann, sagt sie, könne davon erzählen, wie stolz sein Vater war, einen Blaumann anzuziehen. Industriearbeiter zu werden.

In der *Kritik der Urteilskraft* stellt der Philosoph Immanuel Kant eine interessante Behauptung auf: Das ästhetische Urteil, schreibt er, ist interesselos. Schauen man einen Palast an, meint Kant, müsse man den Schweiß der Arbeiter vergessen, die den Palast für einen reichen Mann gebaut haben. Sonst ließe sich die ästhetische Erscheinung als solche nicht beurteilen. Heißt auch: Wenn ein Arbeiter auf einem Palast guckt, dann muss er seinen Körper von seinem Kopf abkoppeln. Er muss vergessen, dass seine Hände wehtun, um genießen zu können, was er errichtet hat. Eigentlich kein Wunder, dass diese Verdrängung auch bei Stahlwerken funktioniert.

Für die Kritiker des Weltkulturerbes sind Parks wie in Duisburg-Nord Folklore. Das Ruhrgebiet, sagen sie, muss sich von dem Erbe der Kohle lösen, um wieder attraktiv zu werden. Da bringe es doch nichts, jedes Fitzelchen Industrie unter Schutz zu stellen.

Vielleicht ist es auch so: Die Deutschen verdrängen ganz gern, dass es das Ruhrgebiet gibt. Denn Stahlwerkgerippe stellen die unmittelbare Frage nach Gerechtigkeit. Wer arbeitet für wen? Wer geht dabei kaputt? Wer verdient daran?

Eine Weltkulturerbe-Bewerbung läuft in Deutschland so ab: Alle sieben bis zehn Jahre können die Bundesländer der Kultusministerkonferenz bis zu zwei Vorschläge machen – für Dinge, von denen die Bundesländer denken, dass sie auf die Tentativliste sollten. Die Tentativliste ist die Anmeldungsliste fürs Weltkulturerbe. Die Kultusministerkonferenz setzt dann Experten ein, die beraten, welche Anträge auf die Anmeldeliste kommen. Diese wiederum senden das Auswärtige Amt an die Unesco.

2013 hatte das Ruhrgebiet – genauer: die Stiftung Industriedenkmalpflege, die sich darum kümmert – bereits einmal einen Antrag gestellt. Der Antrag war damals nicht gut genug, um weitergereicht zu werden.

Seit 2017 regiert in NRW die CDU mit der FDP, seitdem ist Ina Scharenbach Heimatsministerin. Deshalb darf sie an Ende entscheiden, welche Vorschläge aus NRW an die Kultusministerkonferenz gehen. Damit sie das nicht selbst entscheiden muss, hat sie eine Jury eingesetzt aus fünf Personen. Wissenschaftler, verschiedene Disziplinen. Als wir uns in ihrem Büro in Düsseldorf treffen, hat diese Jury den Antrag des Ruhrgebiets bereits gelesen und für schlecht befunden. Man sehe das Potenzial, schrieb die Jury in ihrer Bewertung, der Antrag sei jedoch formal nicht ausreichend. Und Ina Scharenbach, die Ministerin, ist sowieso schon genervt. Sie hatte vorgegeben, schon Ende 2019, dass alle 53 Kommunen im Ruhrgebiet in ihren Stadträten für das Weltkulturerbe stimmen sollten. Alle 53. Sonst würde sie den Antrag nicht weiterreichen. Natürlich haben es nicht alle 53

geschafft, natürlich wurde der Antrag sowieso nicht bis zur Deadline fertig. Und jetzt, nachdem die Jury den Antrag für mies erklärt hat, hofft die Stiftung Industriedenkmalpflege, dass Ina Scharenbach, die Heimatsministerin, ihn trotzdem weiterreicht. Schließlich, so sagen es die Leute bei der Stiftung, wenn man dort nachfragt, sei es ja das Ruhrgebiet, und bis der Antrag dann tatsächlich bei der Unesco gelesen werden würde, habe man ja noch Zeit, ihn zu bearbeiten.

Ina Scharenbach sagt an diesem Tag in ihrem Büro, dass sie selbst keine Meinung dazu habe, was Weltkulturerbe werden solle. Sie sagt, sie werde sich schlicht an das Juryvotum halten. Sie sagt aber auch: »Die Anforderungen der heutigen Gesellschaft sind schwer übereinanderzubringen mit dem Schutz von Welterben.«

Sie sagt: »Wir haben die Route der Industriekultur. Wir haben die Zeche Zollverein, die schon Welterbe ist. Wir haben 15 Player in NRW, die sich mit Industriekultur befassen.«

Sie sagt: »Ich liebe das Ruhrgebiet, die Mentalität, das, was wir haben. Aber es findet keine Klammer der Vermarktung.«

Das Welterbe wäre eine Klammer, endlich. Aber will man das: sich zuerst über das präsentieren, was mal war?

Es ist jetzt sowieso egal, man muss diese Frage nicht mehr beantworten, denn die Jury, die Ina Scharenbach eingesetzt hat, hat gegen den Antrag des Ruhrgebiets gestimmt und ist dabei geblieben. Das ist allerdings überhaupt kein Inkompetenz-

»Hier war ja nichts vorher. Es gab Armut«

Michelle Müntefering,
Sprecherin der Ruhr-SPD

Zeugnis für die Antragsteller. Der Grund, warum die Jury den Antrag ablehnte, ist eine Verkettung von Umständen, die so kompliziert sind, dass sie kaum in einen Zeitungstextabsatz passen. Und gleichzeitig so banal, dass es traurig ist, wie eine so wichtige Region an etwas so Kleinem scheitern kann. Wenn es Sie nicht interessiert, wenn es Ihnen zu kompliziert ist, können Sie den nächsten Absatz überspringen und sich einfach denken: Es hat halt nicht geklappt – aber niemand war so richtig schuld dran.

Der Vorsitzende der Jury, Professor Helmuth Albrecht aus Freiburg, hat selbst einst eine Region zum Weltkulturerbe gebracht, nämlich die Montanregion Erzgebirge. Es war sein Lebensprojekt. Über zehn Jahre hat es gedauert. Er hat jahrelang verschiedene Orte und Monumente im Erzgebirge auf ihren kulturellen Wert hin geprüft, eine lange Liste angefertigt, die Liste begründet. Und so weiter. Er hat es schließlich geschafft, auf diese Art, mit dieser Liste, für die Montanregion den Titel zu holen. Dieser Helmuth Albrecht ist tatsächlich sogar befreundet mit dem Berater, den sich das Ruhrgebiet für seinen Antrag geholt hat: Barry Gamble, ein Brite. Sein Job ist es, durch die Welt zu reisen und Orten dabei zu helfen, Welterbe zu werden. Wenn es um Regionen geht, hat er dabei eine feste Strategie: Er macht keine Liste. Sondern er entwirft ein Netzwerk. Er schaut sich an, welche Wege (Flüsse, Straßen) die Region

verbinden. Wie sie zusammenhängt, wie sie gewachsen ist. Wo man sich als Laie erst mal wundert, dass da Straßen und Brücken Thema sind und nicht etwa der Landschaftspark in Duisburg. Und so kam es auch, dass Helmuth Albrecht den Antrag des Ruhrgebiets verwirrend fand. Viel zu viele Orte! Zu wenig besonderer Wert! Im Gespräch mit der ZEIT erklärt Albrecht: Man hätte eine Liste machen müssen, so wie er damals. Barry Gamble sagt: Die Leute bei der Unesco hielten seine Netzwerk-Herangehensweise schon verstanden. Es gibt also zwei Wege, eine Region zum Weltkulturerbe zu bringen, nur musste in diesem Fall ein Verfechter des einen Wegs über den Antrag eines Verfechters des anderen Wegs entscheiden. Das Ruhrgebiet hatte gewissermaßen keine Chance. Weltkulturerbe zu werden, weil zwei Männer im Baby-boomeralter darauf bestanden, recht zu haben. Siehtes, was für ein Scheiß.

Fr Frank Dudda weiß das noch nicht, als wir mit seinem Dienstwagen durch Herne fahren. Frank Dudda, Bürgermeister der Stadt Herne, denkt da sogar noch, er könnte Scharenbach umstimmen. So wie er alles kann. Frank Dudda ist Vorsitzender des Ruhrparlaments, also einer Runde aus allen 53 Ruhrgebietskommunen, und er ist ein Vorzeigebürgermeister.

Wer sehen will, was man aus Ruhrgebietsstädten machen kann, war sollte einmal mit Dudda durch Herne fahren. »Das reißen wir ab«, sagt er und zeigt aus dem Fenster auf ein Gebäude an einer Straßenecke, »das hier auch, das auch. Eigentlich alles, was Sie sehen, was nicht gut aussieht.« Dudda kommt gerade von einer Pressekonferenz, wo er einen Unternehmer präsentiert hat, der sich nun in Herne ansiedelt. Irgendwas mit IT, »schwer zu erklären«, sagt Dudda, »denn es ist leichter zu verstehen, dass die Cranger Kirmes wegen Corona ausfällt, als was Fireware ist.« Also grob: Zukunft. Dudda hat es abgesehen von dem IT-Unternehmen hinbekommen, dass es demnächst ein Hotel in Herne geben wird, auch daran fahren wir vorbei, »da kommt das Hilton hin«, sagt er, deutet auf ein großes Areal, einst Sitz eines Kohleunternehmens, der RAG Aktiengesellschaft. Der Sharmrockpark soll ein Büroland werden, man kann dort heute schon Räume für morgen mieten, »und in der Mulvany-Villa können Sie Konferenzen und Veranstaltungen abhalten«, sagt Dudda, vielleicht sogar Hochzeiten. Die Mulvany-Villa ließ einst der irische Industrieunternehmer William Thomas Mulvany für sich bauen. Er hat dort allerdings nicht wirklich gewohnt. Er lebte in Düsseldorf, außerhalb des Ruhrgebiets, wo viele Firmen ihre Büros hatten. Im Ruhrgebiet wurde das Geld erarbeitet, in Düsseldorf wurde es verwaltet. Dort, am Rhein, war es angenehmer. Sauberer.

Frank Dudda, der Herne Bürgermeister, führt in sein Büro, einen herrschaftlichen Raum im Rathaus. Er zeigt Prospekte, Planungsunterlagen. Er sagt, und er sagt das alles sehr schnell, während er in den Prospekten blättert: »Wir bauen nicht nur Wohnungen, sondern auch Parks. Wir bauen den Klosterpark, wir bauen die neue Ermscher, wir erschließen die Wasserlagen am Kanal, so wird Herne zur smart town. Wir haben in Horsthausen einen Park gebaut direkt am Wasser, so ziehen wir Grünachsen durch die Stadt, ich setze auf neue Technologien, ein Exzellenzdepartment für Energie und Mobilität, ein Forschungszentrum. Für die Wissenschaftler baue ich neue Wohnungen, die ziehen alle hierhin. Man muss an allen Stellen gleichzeitig arbeiten, neues Wohnen, trotzdem Klimaschutz immer in den Mittelpunkt stellen. Alles muss von Anfang an durchdacht werden.« Von ihm.

Das Weltkulturerbe, sagt Dudda, wäre für ihn eine Anerkennung. Dass sie hier eine Transformation machen. Und gleichzeitig die alte Tradition behalten. »Glück auf hat zwei Bedeutungen. Die erste ist: Hof-

fentlich kommst du lebend wieder hoch aus dem Schacht. Die zweite ist: Hoffentlich findest du neue Erze. Das müssen wir machen. Neues aufbauen. Neues schaffen aus dem, was da ist.« Man dürfe, sagt er, die Vergangenheit niemals wegdängen. Denn dann sage man der Bevölkerung, dass eigentlich alles egal war.

Herr Dudda, aber noch mal zurück zu dieser Villa im Sharmrockpark. Da wollen Sie jetzt Hochzeiten ausrichten, im Haus von jemandem, der das Geld aus dieser Region weggenommen hat. Ist das nicht ironisch?

»Also«, sagt Frank Dudda, »ich sag jetzt mal so: Ich bin als Sohn eines Bergbauarbeiters in bescheidenem Wohlstand groß geworden.«

Aber die Kinder von diesem Mulvany sind wahrscheinlich in deutlich mehr Wohlstand groß geworden.

Frank Dudda seufzt. »Ich gehöre nicht zur Zunft der Maschinenstürmer. Ich versuche, in kleinen Schritten die Leben der Leute zu verbessern.«

Er will, dass ich mitkomme zu seinem nächsten Termin. Bei einem Typ, der einen Schnaps- und Feinkostladen eröffnet hat. Den Schnaps exportiert er nach China, denn die Chinesen lieben süße Schnäpse. Der Laden, das muss man dusagen, ist auch ein bisschen ein Ruhrgebiets-Fanshop. Quietschenten in Bergmannoutfit. Gläser mit Süßigkeiten tragen die Aufschrift »Bömskes« (so sagt man das hier). Feuerzeuge mit »Glück auf-Druck.« »Sehen Sie«, sagt Frank Dudda, »alles Bergbau. Wenn Sie dem jetzt sagen, das ist alles Mist.«

Zwei Wochen nach dem Besuch in Herne wird der Antrag des Ruhrgebiets wirklich abgelehnt. Die Landesregierung habe »auf Grundlage der Empfehlungen der Fachjury sowie aufgrund der fragmentarischen politischen Unterstützung im Ruhrgebiet entschieden«.

Noch mal zwei Wochen später kommt eine Mail von Frank Duddas Referent, Florian Adamek heißt er, bei dem Gespräch in Herne war er dabei. Er habe Termine in Berlin, ob man sich treffen könne.

»Wir haben noch lange darüber nachgedacht«, sagt er und meint nicht das Weltkulturerbe, sondern die Frage der Ausbeutung, die Villa Mulvany. Sie hätten dann eine Veranstaltung in der Zeche Zollverein gehabt, mit dem Philosophen Wolfram Eilenberger. Der habe gesagt, dass das Ruhrgebiet ein Problem habe. Dass es einen Grund gebe, warum es immer noch gestrig wirke, unmodern irgendwie, trotz der ganzen Hightech-Unternehmen und der Wissenschaft, die Frank Dudda ranschafft.

Na, jetzt sagen Sie schon, was es ist.

»Wir haben die Frauen vergessen.« Der ganze Kult um den Bergbau. Das industrielle Erbe und seine Erhaltung. Da hatte man einfach vergessen, dass es immer auch Frauen gab. Die etwas Wichtiges gemacht haben, die ganze Zeit, woran keiner denkt.

Und was?

»Also meine Oma hatte zum Beispiel ein Schwein und einen Nutzgarten. Damit hat sie die Familie ernährt.«

Es ist so: Die Männer konnten nur für bessere Arbeitsbedingungen streiken, wenn die Frauen genug Vorräte für die Zeit ohne Lohn eingekocht hatten – damit es etwas zu essen gab. Die Männer brachten ihre dreckige Arbeitskleidung nach Hause. Die Frauen wuschen und fückten sie. Die Männer führten ins Bergwerk. Die Frauen hielten Tiere. Sie schrubben den Ruß von den Fensterläden. Sie zogen Kartoffeln. Sie verhalfen den Firmen dadurch zu noch mehr Gewinn, denn wegen der Landwirtschaft der Frauen konnte man Männern noch niedrigere Löhne zahlen.

Die Männer gruben das Land von unten um. Die Frauen bestellten es. Das haben komischerweise alle vergessen. Aber man wolle darüber jetzt mehr reden, sagt Duddas Referent. Die Geschichte des Ruhrgebiets neu erzählen. Weiblicher. Na, immerhin.